

Wird nach dem Konzil alles beim Alten bleiben? Der Anschein und die Gewohnheiten antworten ja. Der Geist des Konzils aber sagt nein. Etwas – und es wird nicht wenig sein – muß auch bei uns und bei uns vor allem anders werden.

Paul VI.

Dürfen Konflikte nicht sein?

Die katholische Kirche hat sich in den letzten Monaten bemüht, die Auseinandersetzung um Bischofsnennungen, Primatsverständnis bzw. -ausübung, Nihil-obstat-Erteilungen für Theologieprofessoren, Humanae vitae und anderes mehr, die um die Jahreswende 1988/89 ihren Höhepunkt erreicht hatten, nach und nach aufzuarbeiten. Kirchliche Akademien und Erwachsenenbildungseinrichtungen haben versucht, die Diskussion, wenn schon nicht wirklich weiterzuführen, so doch wenigstens zu vertiefen bzw. einer breiteren interessierten Öffentlichkeit die Gelegenheit zu geben, sich kundig zu machen. Zahllose Artikel und eine Menge Bücher sind erschienen, in denen mit beträchtlicher Meinungsfreude Standpunkte formuliert und geklärt werden, gelegentlich aber auch zuviel über die oder das „Leiden an der Kirche“ geklagt wird.

Kein kirchliches Gremium, kein Verband und keine Gruppierung im Kern oder auch am Rande der Kirche konnte es sich leisten, sich mit den aufgeworfenen Fragen zur Sexualethik, zum päpstlichen Leitungsstil, zu den Auswahlkriterien bei Bischofsnennungen und über Lehramt und Gewissen nicht auseinanderzusetzen. Auch von kirchenamtlicher Seite blieb man nicht untätig: In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz traf sich Bischof *Karl Lehmann* ein erstes Mal mit den Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaften der verschiedenen theologischen Disziplinen. Der Einsatz des gegenwärtigen Konferenzvorsitzenden für einen theologisch sachlichen Gedankenaustausch u. a. über die in der „Kölner Erklärung“ aufgeworfenen Fragen wird zwar nicht nur in Rom, sondern auch von manchen Mitbischöfen mit eher zurückhaltendem Wohlwollen begleitet. Die Gespräche sollen aber fortgesetzt werden. Schließlich werden Mitte November die deutschen Diözesanbischöfe zu Gesprächen mit dem Papst und den führenden Vertretern der päpstlichen Kurie nach Rom fahren. Trotz der etwas unklaren „Anregung“ dieser Be-

gegnung (vgl. HK, Oktober 1989, 441 f.) hofft man in der Bundesrepublik, daß ein offenes und nicht ganz folgenloses Gespräch zustande kommt.

Das Zweite Vatikanum hat viele Möglichkeiten geschaffen

Trotz aller Bemühungen auf verschiedenen kirchlichen Ebenen, sich der im Grunde nicht wirklich neuen, aber in ihrer konkreten Zuspitzung und Zusammenballung von Einzelfragen eben doch neuartigen Diskussionslage zu stellen, sieht es jedoch nicht so aus, als befände man sich bereits auf einem verheißungsvollen Weg der Klärung. Von einer Auseinandersetzung, an deren Beginn keiner der Beteiligten so ganz genau weiß, wo sie hinführen wird und in der auch niemand von vornherein ausschließen kann, daß er seine eigene, bisher eingenommene Position möglicherweise modifizieren wird – und zwar nicht aufgrund von *Druck*, sondern von *Einsicht* –, kann bisher jedenfalls nicht die Rede sein. Im Gegenteil! Gegenwärtig spricht das meiste für die Vermutung, daß die offenkundig gewordenen Probleme weiter autoritativ und nicht durch sachliche Klärung gelöst werden sollen.

Problematisch ist in dem Zusammenhang nicht die Tatsache, daß Spannungen zwischen Hierarchen und Volk, zwischen Lehramt und Theologie, zwischen Ortskirchen und Gesamtkirche offen oder latent fortbestehen und an einzelnen Orten und Themen sich immer wieder zuspitzen; zu meinen, ein solcher Streit ließe sich in nur wenigen Monaten beilegen, wäre ohnehin unrealistisch. Aber geradezu beängstigend wirkt, daß aus Rom nicht nur keine Hinweise auf eine wirkliche Gesprächsbereitschaft *in der Sache* zu vernehmen sind, sondern allein schon die Diskussionswürdigkeit der angeschnittenen Fragen in Abrede gestellt wird, als ob da Streit einfach „mutwillig“ vom Zaun gebrochen worden wäre. Wenn aber nicht nur Sach-

fragen strittig sind, sondern schon die Frage nicht zugelassen wird, ob es sich nicht doch um relevante Probleme handelt, dann besteht die Gefahr, daß die für die Lösung eines solchen Konflikts nötige Kommunikation gar nicht erst zustande kommt.

Daß angesichts der Anfragen an die kirchenamtliche Lehr- und Leitungspraxis, wie sie gegenwärtig weltweit zur Debatte stehen, eher die autoritative Weisung und weniger die auf Überzeugen und Konsens abzielende Entscheidungsfindung kirchliches Handeln zu bestimmen scheint, ist im übrigen trotz gewisser katholischer System-eigenschaften, die nicht zum Wesen der hierarchischen Verfassung der Kirche gehören, wohl aber deren psychologische Folge sind, einigermaßen verwunderlich. Immerhin hat die katholische Kirche – auch wenn dies wieder in Vergessenheit zu geraten droht – im und mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erhebliche Anstrengungen unternommen, von einer zentralistisch-vertikalen Kirchenstruktur zu einer die Regeln der Subsidiarität achtenden *Communio*-Ekklesiologie zu kommen.

Trotz üppiger Kommunikationsstrukturen fehlt Kommunikationsbereitschaft

Selbst wenn inzwischen deutlich geworden ist, daß das Konzil in seinen ekklesiologischen Vorstellungen durchaus widersprüchlicher war, als man es sich zeitweise eingestand: Mit der Aufwertung der Teilkirchen und dem Verständnis von der universalen Kirche als einer Gemeinschaft von in sich „vollwertigen“ Kirchen, der Rückbesinnung auf die Kollegialität der Bischöfe in der Ausübung ihres Amtes und auf den Charakter der Kirche als pilgerndem Gottesvolk samt der damit eng verbundenen veränderten Stellung des Laien in der Kirche, wurden Pflöcke eingeschlagen, die nicht zur Disposition stehen. Nur auf ihrem Hintergrund waren im übrigen jene organisatorischen Veränderungen als Teil einer strukturellen Erneuerung des kirchlichen Zusammenlebens möglich, die heute selbstverständlicher Bestandteil der faktischen Verfassung der Kirche sind, vor allem der Aufbau neuer und der Ausbau bestehender Organe zur Realisierung einer kollegialen Ausübung des Bischofsamtes und von mehr Mitverantwortung der Laien für die ganze Kirche: auf Pfarrebene die Pfarrgemeinderäte, auf Diözesanebene die Pastoralräte neben dem neubelebten, aber traditionellen Institut Diözesansynode; auf nationaler bzw. regionaler Ebene die in ihrer Bedeutung aufgewertete Bischofskonferenz als ständiger und die Möglichkeit von Partikularkonzilien als nicht-ständiger Einrichtung; auf weltkirchlicher Ebene die in Abständen von nur wenigen Jahren stattfindende Bischofssynode als ordentliche, außerordentliche und als Sondersynode. Selbst wenn all diese Organe nicht nur hinter dem Wünschenswerten, sondern den Möglichkeiten der katholischen Kirche weit zurückbleiben, so sind sie doch Einrichtungen, die den rechten Weg weisen.

Außerdem hat der gegenwärtige Papst die Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Orts- und Gesamtkirche auf seine Weise zusätzlich erweitert und intensiviert und in den elf Jahren seines Pontifikats eigene Akzente gesetzt. Die alle fünf Jahre vorgeschriebenen Ad-limina-Besuche wurden durch Johannes Paul II. aufgewertet. Die zahlreichen Treffen mit einzelnen Bischöfen und anderen Bistumsvertretern sowie ganzen Bischofskonferenzen auf seinen zahlreichen Reisen kommen hinzu. Dabei hätte der Papst ideale Möglichkeiten, örtliche Situationen kennenzulernen, und bei entsprechender Gestaltung der Reisen nicht nur Stimmungen, sondern Stimmen kennenzulernen. Und die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen stehen als gewählte Sprecher und Gesprächspartner jederzeit zur Verfügung. An Dialogforen und -formen herrscht also ortskirchlich wie gesamtkirchlich kein Mangel. Aber werden die vorhandenen Möglichkeiten zu wirklich klärenden Gesprächen genutzt? Offenbar nicht oder nur ungenügend oder vorwiegend in Form der einseitigen Ansprache. Wie könnte es sonst sein, daß wir kirchlich trotz aller dieser, auch als Problemlösungsorgane gedachten Einrichtungen seit Jahren, ja Jahrzehnten einen so massiven *unbewältigten Problemstau* vor uns herschieben und dieser immer eher noch größer denn kleiner wird. Die Unmenge bedruckten Papiers, die unübersehbare Zahl von Ansprachen suggeriert den Eindruck höchster Kommunikation, der aber die Kommunikations*bereitschaft* als Voraussetzung ihres Funktionierens und ihrer Wirksamkeit zu fehlen scheint.

Es werden zwar fortdauernd auf hoher und höchster Autoritätsstufe Hinweise gegeben und Weisungen verkündet mit der unausgesprochenen Botschaft, daß man nur die gewiesenen oder empfohlenen Wege wie vorgesehen beschreiten müsse, um die leidigen Auseinandersetzungen endlich hinter sich zu lassen – ein wirkliches Hören aufeinander, ein Sich-in-der-Sache-Annähern scheint jedoch nicht stattzufinden.

Mit innerkirchlichen Konflikten tut man sich darüber hinaus noch auf eine sehr grundsätzliche Weise, und zwar in den verschiedensten Lagern, schwer: Für die einen steht der freie Diskurs mit der Möglichkeit offenen Widerspruchs schlicht im Gegensatz zu dem dem kirchlichen Amt geschuldeten Gehorsam (problematisch wird es für diese Gruppen erst dann, wenn die Meinungsunterschiede unter höchsten Amtsträgern selbst allzu offensichtlich werden), während die „Kirchenträume“ der anderen den Eindruck erwecken, als müsse und könne Kirche so sehr Kontrastgesellschaft sein, daß darin für das Austragen wirklicher Konflikte praktisch kein Platz bleibt. In beiden Fällen handelt es sich um ein Kirchenbild, das sich immer schon am tatsächlich oder vermeintlich *Idealen* der Kirche ausrichtet und zu wenig das unter Menschen schlechterdings Erwartbare in Rechnung stellt.

Man muß keinen überzogenen Konflikttheorien anhängen oder aus Konfliktbereitschaft eine fragwürdige ekklesiologische Tugend machen wollen („Streitkultur“), um an dieser Situation Unbehagen zu empfinden. Es genügt,

einen so kirchenerfahrenen und von antirömischen Affekten freien Mann und Freund von „Comunione e Liberazione“, wie den gegenwärtigen italienischen Ministerpräsidenten, *Giulio Andreotti*, zu zitieren, der jüngst in einem Interview mit der „Welt“ (16. 10. 89) im Blick auf den Vatikan und den italienischen Katholizismus mit entwaffnendem Freimut bekannte: Es bestehe immer Grund zur Sorge, wenn es keine Auseinandersetzungen gebe. Auseinandersetzungen schafften nie Verwirrung. Sie könnten zwar Probleme schaffen. Es sei jedoch „besser, wenn diese offen zutage treten, als wenn sie versteckt bleiben“. Er, Andreotti, sei sogar der Meinung, man müsse die „Überlegenheit aufbringen, Auseinandersetzungen zu fördern“.

Der Streit geht nicht um Grundwahrheiten, sondern um den rechten Weg

Die Tatsache, daß ein so nuancenkundiger Politiker und Katholik dies so sagt, ohne gleich haarscharf zu unterscheiden, was der bürgerlichen Gesellschaft frommt und was kirchlich angehe oder nicht angehe, müßte allein schon alle, die fürchten, Kirche verwandle sich schon beim leisesten Versuch, strittige Fragen im offenen Gespräch zu klären, in eine mit Glaubensmitteln nicht regierbare Demokratie, zum Nachdenken darüber bringen, daß trotz göttlicher Stiftung und sakramentalen Wesens auch für die Kirche, da inkarnierte Heilswirklichkeit, alle Gesetze des gesellschaftlichen Miteinanders gelten wie in anderen „Gesellungen“ auch, allerdings ohne daß sich Kirche darin erschöpft. Aber ist man einmal ganz drin im hierarchischen und administrativen Gefüge der Kirche, so scheint es schwerzufallen, solche Erkenntnisse auch in die handlungsleitenden Mentalitäten einfließen zu lassen.

So hat Kardinal Ratzinger in diesem Frühjahr vor den US-amerikanischen Bischöfen darüber Klage geführt, daß eine stärker vermittelnde, um Transparenz bemühte, Konsens anstrebende und prozeßhafte Art bischöflicher Lehrverkündigung – wie sie gerade die US-Bischöfe seit Jahren versuchen – die bischöfliche und damit die kirchliche Autorität insgesamt und auf Dauer in Frage stelle, da sie das *verbindliche Aussagen von Wahrheit* entscheidend behindere (vgl. HK, Mai 1989, 203).

Und in einem Interview mit dem „Rheinischen Merkur“ (23. 6. 89) sah der Kardinal eine „Theophanie der Demokratie“ in der Kirche heraufziehen: Wahrheit könne – diesem verbreiteten, aber abzulehnenden Verständnis zufolge – nur über den *Konsens* gebildet werden, das Vorgegebene könne es nicht geben, nur das Selbstgemachte und Selbstbeschlossene sei Maßstab. Das „Modell des Glaubens“ besage demgegenüber, daß wir Christen „von Christus her einen Weg empfangen haben“. Das für den Glauben grundlegende „Sich-Verdanken“ und auch die *Kontinuität einer zeit- und ortsübergreifenden kirchlichen Communio* sieht Ratzinger offenbar an bestimmte Formen kirchlicher Autoritätsausübung gebunden.

Aber ist das alles zwingend? Zwar wird in der Kirche auch „über Wahrheiten abgestimmt“ gerade im Fall der Dogmatisierung einer Lehre (feierlich und formell auf einem Konzil, informell durch Befragung des Weltepiskopats durch den Papst). Aber abgesehen davon, geht es zwar in der Kirche immer auch um Glaubenswahrheiten, aber – zumal im normalen Kirchenleben – *nicht um Entscheidungen über Glaubenswahrheiten*, sondern um den jeweils konkreten und rechten Weg in der Verwirklichung des der Kirche und den Christen aufgetragenen Dienstes. Und wie da jeweils der beste Weg gefunden wird oder zu finden ist, dazu ist Konsensbildung auf jeden Fall notwendig und angemessen. Und je mehr Kirche sich als lebendiges Volk erweisen will, um so mehr wird sie auch Auseinandersetzungen und Konflikte in ihrer Konsensbildung und *Streit über den rechten Weg* (nicht über Grund und Ziel) als Teil ihrer sozialen Existenz akzeptieren müssen und akzeptieren können.

Aber wie immer das im einzelnen sei, ziemlich klar ist, daß wir es gegenwärtig in der Kirche nicht nur mit einem Konflikt über strittige Sachfragen von bestimmten Moralregeln bis zum Primatsverständnis zu tun haben, sondern – und das macht die Situation erst eigentlich schwierig – zuvor noch mit einer Auseinandersetzung darüber, wie diese Konflikte in der Kirche zu lösen sind bzw. gelöst werden dürfen. Und wenn es gegenwärtig auch noch wenig Hinweise gibt, wie es diesbezüglich zu einer tieferen Klärung kommen könnte, so dürfte die Kirche doch nicht darauf verzichten können, sich auf flexiblere Gesprächs- und Kommunikationsmethoden einzulassen. Und zwar gerade nicht *obwohl*, sondern *weil* – analog zur Ausdifferenzierung in der Gesellschaft – auch in der Kirche die Verhältnisse facettenreicher werden und sich mehr und mehr zentrifugale Kräfte bemerkbar machen.

Wirklichkeitsverlust kann wettgemacht werden

Daß Kirchenleitung damit nicht leichter wird, ist offenkundig – aber besser eine Kirche, die sich Auseinandersetzungen zutraut, als eine Kirche, die Gefahr läuft, vermeintlicher Sicherheiten wegen ganze Teile der kirchlichen Gemeinschaft latent zu exkommunizieren. Eine Kirche, die sich Konflikten tatsächlich stellt und nicht bloß mit autoritativen Mitteln in Konfliktvermeidungsstrategien auszuweichen sucht, büßt zwar möglicherweise an Übersichtlichkeit ein – macht aber zugleich grassierenden Wirklichkeitsverlust wett. Manches kirchenamtliche Dokument würde dann zwar länger auf sich warten lassen. Aber das müßte zu ertragen sein, zumal der Zeitverlust durch früheres Ansetzen bzw. durch mehr Sensibilität für das Entstehen neuer Strömungen aufgeholt werden könnte. Im Positiven wie im Negativen wird man dann zwar Erfahrungen machen, wie sie vielen protestantischen Kirchen bereits seit langem nicht erspart bleiben. Dennoch muß ja nicht gleich jeder „protestantische“ Fehler nachgemacht werden.

Klaus Nientiedt